

Forschungsinteressen und wissenschaftliche Sondersammlungen

Dominique Stutzmann, Staatsbibliothek zu Berlin, Handschriftenabteilung

In einem Text, den alle Bibliothekare kennen, hat 1981 Umberto Eco die strukturellen Hindernisse beschrieben, die einem Wissenschaftler in der Benutzung einer Bibliothek begegnen. Unter dem Titel „Wie man eine öffentliche Bibliothek organisiert“ listet seine Ausführung 18 Grundregeln der Bibliotheken auf, die das Leben der Leser erschweren. Dank der elektronischen Kataloge hat dieser Text viel an Aktualität verloren, aber trifft bei den Sondersammlungen und deren Handbibliotheken *mutatis mutandis* immer noch zu. Ich lese ein Paar Auszüge aus dem *Secondo diario minimo* in der Übersetzung der Herren Kroeber und Memmert.

Wie man eine öffentliche Bibliothek organisiert:

1- Die Kataloge müssen so weit wie möglich aufgeteilt sein; es muß sehr viel Sorgfalt darauf verwandt werden, (...) den Katalog der neuerworbenen Bücher von dem der älteren Bestände [zu trennen]. Nach Möglichkeit sollte die Orthographie in den beiden Bücherkatalogen (Neuerwerbungen und alter Bestand) verschieden sein (...).

(...)

4- Die Zeit zwischen Bestellung und Aushändigung eines Buches muß sehr lang sein.

5- Es darf immer nur ein Buch auf einmal ausgehändigt werden.

6- Die ausgehändigten Bücher dürfen (...) nicht in den Lesesaal mitgenommen werden (...).

(...)

8- Der Bibliothekar muß den Leser als einen Feind betrachten, als Nichtstuer (andernfalls säße er an der Arbeit) und als potentiellen Dieb.

9- Die Auskunft muß unerreichbar sein.

10- Das Ausleihverfahren muß abschreckend sein.

Die acht nächsten Punkte der Liste mit wichtigen pragmatischen Beschwerden (Öffnungszeiten...) verschweige ich jetzt, mitsamt der Zusatzbemerkung, in der es vor allem darum geht, dass der ideale Bibliothekar hinken muss, damit mehr Zeit vergeht zwischen der Entgegennahme des Leihscheins, dem Gang ins Lager und der Rückkehr.

In der kommenden halben Stunde werde ich nicht bunte Vorwürfe aufzählen und einen Krieg zwischen Bibliothekaren und Forschern heraufbeschwören, sondern problematisieren, und sehen

wie die zwei unterschiedlichen Perspektiven der Forscher und der Bibliothekare zu fruchtbaren Problemlösungen führen.

Ergänzend zu dieser Einführung möchte ich betonen, dass dieser Vortrag auf meiner eigenen Erfahrung basiert, als selbstständiger Forscher in Frankreich zuerst und dann als wissenschaftlicher Angestellter einer deutschen Bibliothek im Rahmen eines DFG-Projekts, aber er verdankt auch viel meinen früheren Kommilitonen der École nationale des Chartes, die mittlerweile fast alle Bibliothekare höheren Dienstes in Frankreich geworden sind. Die kommenden Betrachtungen werden vorwiegend aus französischer Sicht dargestellt.

Ausgehend von den verschiedenartigen Vorwürfen Ecos gliedert sich jetzt mein Referat in drei Teile:

Zum Einen die unterschiedlichen Perspektiven der Bibliotheken und der Forschung, und wie sich die einen eher auf die Bestände konzentrieren, während die anderen ungeachtet der Bibliothek nach Information suchen.

Zum Zweiten wie die innere Organisation der Bibliotheken und der Zusammenprall der gerade erwähnten Logiken zu menschlichen Schwierigkeiten führen.

Zum Dritten werde ich skizzieren, wie eine gelungene Zusammenarbeit zugunsten der bibliothekarischen als auch der wissenschaftlichen Seite aussehen kann.

1) Die entgegengesetzten Logiken der Forschung und der Bibliotheken

In diesem ersten Teil möchte ich die Existenz zweier unterschiedlicher Logiken thematisieren. Manches wird Ihnen bestimmt als Binsenweisheit vorkommen. Ich glaube trotzdem, dass ich darauf nicht verzichten kann, denn eben die Konfrontation der beiden Welten mir als Thema des Referats vorgeschlagen wurde.

a) Trennung nach der Form und der Trägerart

Die Sondersammlungen sind, mit wenigen Ausnahmen nicht um der Forschung willen, sondern um das Objekt organisiert, oder entsprechen sogar der Geschichte der Bibliothek und haben an und für sich keine Rechtfertigung außer dem Prozess deren Entstehung. Die meisten Sondersammlungen sind also nicht inhaltlich oder nur teils vom intellektuellen Inhalt her gesondert, sondern aufgrund des unterschiedlichen Materials. Die thematischen Abteilungen ihrerseits und die Bibliotheken mit Sondersammelgebiet (CADIST: Centre d'Acquisition et de Diffusion de l'Information Scientifique et Technique) erleichtern nicht unbedingt die Arbeit der Forscher, wenn die Forschungsthemen sich an den Grenzen der Themen bewegen. Auf jeden Fall ist die Trennung nach Material meistens für die Forscher irrelevant.

Das gilt selbstverständlich für den Bereich, den ich vertrete, den der Handschriften, sowohl die mittelalterlichen als auch die neuzeitlichen und die modernen Nachlässe. Die anderen Sonderabteilungen aber funktionieren nach demselben Prinzip, besonders in Frankreich, wo die Trennung nach Trägerart noch geprägter ist als in Deutschland. So hat die Pariser Nationalbibliothek eine Abteilung für Multimediale Träger, ob Tonbänder, Videokassetten, CDs, DVDs und so weiter, ungeachtet der Tatsache, dass auch reine Texte in dieser Form gespeichert werden, und sich nicht vom Inhalt her von den Büchern unterscheiden. Dabei sind die Sondersammlungen auch recht bunt. *Cartes et Plans* für die gedruckten Karten und Photographien mit geographischem Interesse, z.B. Landschaftsfotografie oder Flugfotografie; *Estampes et photographies* für Einblattdrucke, aber auch Zeichnungen, und Photographien mit künstlerischem Anspruch; die Musikabteilung; die Abteilung *Arts du spectacle* für die Dokumente über Theater-, Zirkus-, Kino- und Opernveranstaltungen und Aufführungen; die *Bibliothèque-musée de l'Opéra* für die Veranstaltungen der früheren *Académie royale de musique* und der Nachfolgeinstitutionen; die *Maison Jean Vilar*, mit Bestände über das Theaterfestival von Avignon; die *Bibliothèque de l'Arsenal*; die Rara-Abteilung. All diese Abteilungen sind Selbstverständlichkeiten für die BnF und ihre Bibliothekare.

Aber ein paar Beispiele der Forschungsthemen genügen zu zeigen, dass diese Trennungen für die Benutzer nicht relevant sind, selbst wenn das Thema der Forschung sehr nah an der theoretischen Gliederung der Sonderabteilungen liegt.

Derjenige, der sich für die Kartographie einer gewissen Region interessiert, muss heutzutage nicht nur in der Kartenabteilung arbeiten, sondern zwischen zwei Sonderabteilungen pendeln,

nämlich der Kartenabteilung und der Multimedialen Abteilung. Aus Kostengründen kommen die Verleger bekanntlich immer häufiger ihrer Pflicht nach, indem sie das Pflichtexemplar der Karten und Atlanten in Form einer DVD abgeben. Die Kartenabteilung aber ist für diese Träger nicht zuständig und hat übrigens kein Gerät, um diese Träger zu benutzen. Die Bestände an gedruckten Karten überschneiden sich auch in der Hauptabteilung und der Sondersammlung *Cartes et plans* überschneiden.

Was die Musik betrifft, ist die Lage noch viel komplizierter, da die Musik nicht nur zu lesen ist, sondern auch zu hören. Alle Tonträger sind in der audiovisuellen Abteilung. Eine Rechtfertigung dazu kann es sowohl bibliothekswissenschaftlich als auch wissenschaftlich geben: es handelt sich nicht um dieselbe Arbeit, Musik zu analysieren einerseits und Aufnahmen zu vergleichen bzw. Aufnahme und Partitur zur gleichen Zeit vor den Augen zu haben andererseits. Es ist aber für den Musikwissenschaftler auch nicht ohne Bedeutung, das einfach zu können. Nehmen wir mal an, ich forsche über einen zeitgenössischen Komponisten, der auch Dirigent war, insbesondere für seine eigenen Werke. Soll es ohne Bedeutung und unerforscht bleiben, wie der Komponist seine Werke interpretiert und aufführen lässt? Und die Begleittexte? Diese Texte, die der Komponist selbst für die CDs verfasst, das sind jedes Mal auch kleinere musiktheoretische Traktate, und die kann man auch nicht in der Musikabteilung lesen, obwohl das Schrifttum über Musik und Musikwissenschaft in aller Regel dort gesammelt werden sollte. Dazu scheint oft wirklich dem Zufallsprinzip überlassen, wo der Forscher was suchen kann. Stellen Sie sich vor, wie man die Dokumente zur besonderen Mischform „Oper“ mit Text, Musik, Kostümen, Skizzen aufsplitten kann. Briefe eines Regisseurs können sich, je nach Berühmtheit und Eindeutigkeit dessen Tätigkeit auch noch in der Handschriftenabteilung befinden. Ein Künstler wie Jean Cocteau, der sowohl Zeichnungen für das Theater, künstlerische Zeichnungen, Theaterstücke, Briefe, illustrierte Bücher und Filme hinterlassen hat oder bei ihnen mitgewirkt hat, ist von der Produktion her zwischen allen Sonderabteilungen hin und her gerissen, mit Ausnahme vielleicht der Kartenabteilung. Diese Unklarheit herrscht auch bei den Einblattdrucken: die meisten finden sich in der Abteilung der Kupferstiche, wo sie in Sammelbänden zu finden sind. Aber wenn die Bibliophilen die Sammelbände vor der Ankunft in der BnF aufgestellt haben und binden haben lassen, dann soll man sie eher in den Beständen der Rara- oder der Handschriftenabteilung aufspüren.

Was die Rara-Abteilung betrifft, gilt auch hier noch was zu sagen. Seltenheit ist an sich kein Forschungskriterium, und die Wissenschaftler brauchen nicht selten eine Auflockerung der

Aufbewahrungsmaßnahmen. Ein Beispiel: Bekanntlich konnte bis weit ins 18. Jahrhundert der Druck einer Ausgabe zwischen mehreren Druckern verteilt werden, da jeder nur beschränkte Vorräte an Papier hatte; die Gesamtausgabe konnte beliebig unter allen Namen verkauft werden oder unter dem Namen eines einzigen oder noch unter dem Namen des Auftraggebers; die Stempel und das Dekor um den Text herum, die waren zwar bei allen Druckern nach dem selben Motiv gestellt, aber mit den eigenen Stempeln der Werkstatt. Man kann also solche Ausgaben des frühen 17. Jahrhundert einem Drucker bzw. einem Druckerkonsortium zuschreiben und sehen, welche Teile von welcher Werkstatt gedruckt worden waren, und ob es von Exemplar zu Exemplar Abweichungen gab. Die BnF hat ein paar Exemplare von dem Buch, aber das eine in der Rara-Abteilung, die anderen im normalen Magazin. Der Unterschied zwischen den Bänden ist meistens durch kostbare oder zu enge Einbände zu erklären, also reine Formkriterien, die den Inhalt nicht betreffen... und in dem besagten Fall ist der direkte Vergleich zweier in einer einzigen Bibliothek vorhandenen Exemplare fast unmöglich. Noch einmal ist die Trennung der Bestände nach dem Erhaltungszustand, nach der Technik oder nach der Aufbewahrungsform nur bibliothekswissenschaftlich, nicht geistig zu begründen, und entspricht nicht den Bedürfnissen der Forschung.

Nur am Rande erwähnt sei noch die *Bibliothèque de l' Arsenal*, als Meisterwerk der für den Benutzer unerschließbaren Sondersammlungen. Sie ist an sich eine selbstständige Bibliothek gewesen. Um ihre eigenen Bestände zu vervollständigen, hat die Nationalbibliothek die *Bibliothèque de l' Arsenal* 1934 angeschlossen und daraus eine Sondersammlung gemacht. Ausländische Forscher sind nicht selten verwirrt und bestellen in der BnF Bücher, die sich im *Arsenal* befinden, und umgekehrt. Da hat eine Sondersammlung nur die Geschichte der Bestände als Begründung, und die Geschichte erklärt auch, warum sich Drucke in der Handschriftenabteilung befinden, wie Handschriften in der Inkunabel- und Rara-Abteilung.

Ich könnte solche Beispiele bis ins Unendliche anführen, auch außerhalb der BnF, aber das Prinzip ist klar. Die Bibliothek bereitet ihre Bestände in einer Logik auf, die nicht die der Suche ist. Hier möchte ich betonen, dass ich dieses Prinzip nicht in Frage stelle, dass aber diese Logik eine bleibt, die dem Forscher und seinen Bedürfnissen fremd ist.

b) Ein anderer Zugang zum Objekt

Wenn ein wissenschaftlicher Mitarbeiter einer Handschriftenabteilung einen Bestand katalogisiert, so ist die Logik, die der Trennung. Jedes Objekt muss an und für sich die Fragen beantworten, die ihm von dem Bearbeiter gestellt werden. Da liegt auch ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Bibliothekar und dem Forscher. Die Logik des Letzteren ist die des Zusammenführens. Für diesen ist nämlich nicht nur die Trennung der Bestände nach Trägerart oder Erhaltungszustand irrelevant, sondern häufig auch alles im Objekt, was nicht in den Rahmen seiner Fragestellung passt. Der bibliotheksfremde Wissenschaftler wird im Regelfall eher nach einem Text suchen, entweder einem bestimmten, den er kennt und edieren möchte, oder dessen Überlieferung er untersucht, oder nach einem Text, den er überhaupt noch nicht kennt, aber sehr gern finden möchte.

Selbst diejenigen Forscher, die sich für Provenienzforschung interessieren, wählen sehr selten das Endresultat und die jetzt bestehenden Bibliotheken als Forschungsthema, sondern einen anderen Zeitpunkt, eine Sammlung, die mittlerweile zerstreut wurde, und die verteilt in verschiedenen Sondersammlungen aufzufinden ist. Frau Savoy, an deren Stelle ich heute spreche, hat z.B. die Zusammenführung und den Transport der Kunstwerke nach Frankreich während der napoleonischen Kriege und der Besetzung Europas, die Rückführung an andere Standorte, und die Meinungen in den Kulturkreisen Europas über den Prozess der europaweiten Beschlagnahmung der Kunstwerke und Kulturgüter studiert.¹ Die Arbeit eines Alan R. Deighton über die Bibliothek der Grafen von Manderscheid-Blankenheim besteht vorwiegend darin, dass er versucht hat, jede Handschrift aufzuspüren.² Quellen gibt es einige, darunter das Inventar der Rückführung von Seiten der Franzosen nach 1815 und die Liste der von der königlichen Bibliothek nach Berlin verlangten Handschriften; die Hauptquelle bilden nichtdestotrotz die Handschriften selbst, die verschiedene Besitzvermerke tragen können. Ein A. R. Deighton wird also die Bibliotheken durchforsten, wo er Handschriften mit dieser Provenienz vermutet, aber nur mit Hinblick auf die Einträge der *Bibliotheca Blanquenheimensis*, um diese zusammenzuführen. Frau Steenbock hat auch versucht, alle Handschriften des William Beckford, die nicht mit der Hamilton-Sammlung in Berlin geblieben sind, auffindbar zu machen. Die Spuren, die die

¹ *Patrimoine annexé: les biens culturels saisis par la France en Allemagne autour de 1800*, Paris, 2003, 2 Bde.

² *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, 26, 1986, S. 259-238.

Inventarisierung hinterlassen hat, sind winzig klein und selbst für einen hervorragenden Handschriftenkenner nicht richtig zu deuten: sie bestehen aus einer Nummer mit Bleistift geschrieben.³ Herrn Dominique Coq, der zurzeit den Katalog der Bibliothek La Vallière kritisch ediert und nach den Handschriften sucht, geht es genau so, mit dem Unterschied, dass es nicht hundert zwanzig, sondern drei tausend Handschriften sind, die bekanntlich überall in der Welt verstreut wurden, und das noch vor der Revolution, während deren Wirren viele frühere Provenienzen in Unkenntnis geraten sind. Während meines Projekts in der Staatsbibliothek konnte ich nicht weniger als sechs Handschriften erkennen, die dem Herzog von La Vallière gehört haben, und deren Provenienz durch die früheren Kataloge nicht zu erkennen war. Anzeichen der Provenienz waren meistens die Einbände aus hellem Kalbleder mit goldgeprägtem Titel auf dem glatten Rücken: solche Einbände sind für diesen Sammler typisch und werden sogar unter den französischen Bibliophilen *reliures La Vallière* genannt.⁴ Aber wenn der Bibliothekar nie zuvor einen solchen Einband gesehen hat, was bei den meisten Handschriftensammlungen bestimmt der Fall ist, ist der Rückschluss überhaupt nicht zu erwarten. Das Problem ist vielleicht noch größer als im Falle des Beckfords, weil das Anzeichen nicht eindeutig zu beschreiben ist, wenn es nicht verstanden wurde: helles Kalbleder mit Goldprägung ist zwar eine richtige Beschreibung, aber keine aussagekräftige und damit kann der Forscher nichts anfangen. Um eine frühere Sammlung wie die des La Vallière zu rekonstruieren, soll oder sollte ein Forscher wie Herr Coq in jeder Bibliothek, wo die Bibliothekskataloge Texte des Auktionskatalogs belegen, die Handschriften bestellen und zur Sicht nehmen, aber meistens nur für weniger als fünf Minuten, und bei solchen riesigen Privatsammlungen dürfte es sich in mancher öffentlichen Bibliothek um mehr als fünfzig oder hundert Handschriften handeln. Da vermuten Sie schon, meine Damen und Herren, wo es *hinkt*. In einer Sondersammlung wie der Handschriftenabteilung in Paris darf ein Forscher höchstens fünf Handschriften, fünf Mikrofilme und fünf gedruckte Bände an einem Tag bestellen. Danach darf er nur noch nach Hause gehen. Handschriftenbearbeiter können durchaus sagen, eine solche Untersuchung, die sich nur für einen Aspekt des Objekts interessiert, verpasst den Kern der Sache. Aber nicht Bibliotheksangestellte bestimmen, was für die Forschung relevant ist. Die La Vallière-Provenienzforschung ist längst kein Selbstzweck, sondern ermöglicht auch die Untersuchung der sozialen und intellektuellen

³ „Die Bücher von William Beckford in Berlin“, in *Scrinium Berolinense : Tilo Brandis zum 65. Geburtstag*, Berlin, 2000, Bd. I, p. 499-537.

⁴ Siehe Abbildung in: D. Coq, „Le parangon du bibliophile français : le duc de La Vallière et sa collection“, in *Histoire des bibliothèques françaises*, Bd. 2, S. 317-331.

Vernetzungen, der Verbindungen innerhalb der oberen Schicht der Gesellschaft und, wie die Liebe zum Buch im ganzen Europa manchmal die Zwänge der Gesellschaft transzendiert, oder wie Bourdieu und Haskell auf verschiedener Weise bewiesen haben, dass das Kunstobjekt und der Geschmack eine soziale Sache sind, obgleich nicht nur sozial bestimmt.

Als ich in Berlin die mittelalterliche Provenienz einer Fabliaux-Handschrift neu bestimmen konnte, war es mir als Romanisten bewusst, dass ich ein neues Bauelement für die Thesen und Theorien über Publikum und Rezeption der Schwänke gefunden hatte, aber in meiner Beschreibung steht natürlich nichts davon, sondern nur die Provenienz und der soziale Status des ersten Vorbesitzers. Und vielleicht wird eines Tages ein Wissenschaftler einen Aufsatz unter Berücksichtigung dieses neuen Elements schreiben. Es geht allen meinen Kollegen auch so. Nur die intensive Auseinandersetzung mit dem Objekt, wie sie in der gründlichen Katalogisierung erfolgt, lässt Antworten auf die Fragen anderer finden, aber diese anderen interessieren sich dann nur für die Antwort.

Ich komme jetzt zum Schluss des ersten Teils. Ich glaube, gezeigt zu haben, dass das Interesse des Forschers sich auf zwei wesentlichen Ebenen von dem des Bibliothekars der Sondersammlungen unterscheidet, nämlich insofern, dass der bibliotheksfremde Forscher die Form des Objekts nicht berücksichtigt oder nicht mit denselben Kriterien wie die Bibliotheken, und dass der Umgang mit dem aufbewahrten Objekt sich stark von dem des Bibliothekars differenziert.

II) Menschliche Schwierigkeiten

In meinem zweiten Teil möchte ich jetzt die menschlichen Beziehungen zwischen Forschern und Bibliothekaren thematisieren, also nicht mehr im Hinblick auf Fragestellung und Organisation der Bibliotheken, sondern hinsichtlich des Selbstbewusstseins und der jeweiligen Einschätzung der eigenen Rolle, und wie die Beziehungen das Interesse der Forscher an den Sondersammlungen beeinflussen.

a) Missionen und Einschränkungen der Benutzung

Die Aufgaben der Bibliothekare, insbesondere in den Sondersammlungen, besteht hauptsächlich darin, die schriftlichen und verwandten Kulturgüter für die Nachwelt zu bewahren, zu erschließen und namentlich durch die Katalogisierung und die adäquate Organisation der verschiedenen Ensembles, d.h. der Bestände, sowohl für die Zeitgenossen als auch für die besagte Nachwelt nicht nur zugänglich zu machen, aber auch sinnvoll.

Der Forscher ist im wahrsten Sinne ein Benutzer. Als professioneller Hersteller der Gedanken braucht er die unterschiedlichen Objekte als Quellen, aus denen er vermag, neue Ideen fließen zu lassen.

Aber die Aufgaben der Bibliotheken zwingen zu gewissen Maßnahmen, die für die wissenschaftliche Arbeit durchaus ungeeignet und unpassend sind. Was Umberto Eco über ausgehängte Bücher sagt, existiert auch innerhalb der verschiedenen Abteilungen einer einzelnen Bibliothek. Das habe ich vorhin bereits leicht gestreift, aber beschränkt sich nicht auf die Situationen, in denen zwei vergleichbare Objekte in zwei getrennten Sondersammlungen einer Bibliothek aufbewahrt werden. Wer in der Bibliothek der Pariser Sorbonne mit Handschriften arbeiten möchte, darf nicht die Edition der Texte gleichzeitig benutzen, es sei denn diese gehören dem eher dürftigen Handapparat der so genannten Reserve. Weder ein Band des naturgemäß besser ausgestatteten Allgemeinlesesaals, noch ein Exemplar des Magazins darf den Ort wechseln und in die Reserve bestellt werden. Der Leser ist, wie der in seiner Ehre verletzte Umberto Eco bemerkt, ein potentieller Dieb, und die Reserve nicht ausreichend beaufsichtigt... Abgesehen davon, dass in Paris und sonstwo die größten Diebe nicht der Leserschaft angehören, ist diese Regelung zwar aus Sicht der Bibliothekare vertretbar, aber kaum aus der Sicht der Forschung, und der Forscher hat es leicht, die kleinkarierten Prozedere der Bibliotheken und das Aufbewahren der notwendigen Sekundärliteratur in den Zimmern der Bibliothekare anzuprangern und in der mehr oder weniger breiten Öffentlichkeit zu denunzieren.

Aber es kommt was dazu.

b) Missverständnisse und Unmute

Der impliziten Hierarchie der Werte, die auch der Aufbewahrung der Kulturgüter im Allgemeinen, und des schriftlichen Kulturerbes insbesondere, zu Grunde liegt, entzieht manch ein Forscher vielleicht leichtsinnig den Schluss, er sei dem Bibliothekar überlegen, denn er selber könne besser als dieser die stummen Objekte zum Sprechen führen und das an sich sinnlose taubstumme Ganze zu einem sinnstiftenden Diskurs zwingen. Aus dieser Hierarchie möchten oft die Forscher wie jeder Mensch, alles und sofort. Dabei wird vergessen, dass die Herstellung des wissenschaftlichen Diskurses eine *Technè* und nicht mehr oder weniger wert ist, als die Bibliothekswissenschaft einerseits und die jeweilige Lehre oder Wissenschaft der von den Sondersammlungen bedeckten Domänen.

Ein gegenseitiges Ressentiment entsteht aus dieser Selbsteinschätzung der Forscher, das ich in Frankreich sehr stark und vielfach gespürt habe. In der einen Richtung, die des Herrn Professor Eco und der übrigen Forscher gegen die Zunft der Bibliothekare, von der sie sich nicht verstanden fühlen und deren Mangel an Flexibilität sie bedauern. Ein gewisser Neid ist nicht auszuschließen, da die in den Bibliotheken ansässigen Bearbeiter unter den materiellen Hindernissen nicht zu leiden haben, die das Leben der Forscher besonders erschweren – Punkte 11 bis 18 des Eco'schen Verzeichnisses. In der anderen Richtung wirkt das Ressentiment der Bibliothekare höheren Dienstes, z.B. in den Handschriftenabteilungen, die zwei *Technai* beherrschen, und die trotz der bei den meisten anwesenden Kapazität zur Herstellung des wissenschaftlichen Diskurses nur selten zu dieser Tätigkeit kommen können, insbesondere aufgrund der immer größeren Verwaltungsaufgaben der wissenschaftlichen Bibliothekare. Die herablassende Haltung einiger Forscher provoziert den offenbaren Frust zu einer Überreaktion der Bibliothekare und fördert die Entstehung eines auf Abwehr basierenden Selbstbewusstseins als Tempelwächter, die neigen, immer weniger flexibel zu sein, und die Forscher nicht nur als potentielle Diebe zu betrachten, sondern als Barbaren und Nichtstuer, die die Bestände gefährden, indem sie, so z.B. hunderte Handschriften an einem Tag einsehen möchten, statt liebevoll und pfleglich sich zwei Wochen lang mit einer einzigen Handschrift zufrieden zu geben.

Diese Entwicklung variiert von Land zu Land und von Sondersammlung zu Sondersammlung, auch innerhalb einer Bibliothek. Der Verwaltungsaufwand scheint mir in den größeren Strukturen

besonders ausgeprägt zu sein, und noch mehr in einem Land, das für den Geist des Zentralismus weltweit bekannt ist. In der Pariser Nationalbibliothek ist die für die Forschung reservierte Zeit der wissenschaftlichen Mitarbeiter wegen des Verdachts eines generellen Missbrauchs in den Achtziger Jahren gestrichen worden, und der Frust der Forscher, die Bibliothekare geworden sind und teils auf die Vielfalt der Bestände verzichtet haben, um die materiellen Hindernisse zu meiden, ja, dieser Frust ist dementsprechend ziemlich groß.

Man kann hier hinzufügen, dass sich viele Forscher bei der Suche in den Bibliotheken so ungeschickt verhalten, dass die Bibliothekare schon Gründe haben, die Kapazität und vermutliche Überlegenheit des Forschers zu bezweifeln. In den 90 neu katalogisierten französischen Handschriften der Staatsbibliothek zu Berlin finden sich mehrere Texte, die in den letzten zwanzig Jahren neu und kritisch ediert wurden. Die meisten Editionen haben die Berliner Handschriften nicht berücksichtigt, obwohl diese Texte in früheren Kurzkatalogen richtig inventarisiert worden waren! Als Beispiel kann ich sowohl eine Handschrift des Traktats *L'Arbre des batailles* des Honorat Bovet nennen (Hdschr. 205), als auch eine der *Image du monde* (Hdschr. 305), eine der *Chanson de Bertrand du Guesclin* (Ms. Ham. 226) oder eine der Genealogie der englischen Könige (Hdschr. 343). Während meiner Arbeit als Katalogisator konnte ich zudem auch den Forschern einige weiteren unberücksichtigten Handschriften nennen. Das Gleiche gilt in allen Randbereichen der Fachdomänen der Forscher. Selten haben die Romanisten oder die Philosophen kein Problem mit der Paläographie oder mit der Suche nach Provenienzen, oder sogar mit der Suche nach weiteren Quellen, und daher kommt auch, dass immer dieselben Handschriften bestellt werden und andere der Forschung unbekannt bleiben.

Und noch von Seiten der Forscher hört man nicht selten den Vorwurf, einige Leiter von Sondersammlungen würden besonders interessante Bestände für sich behalten und deren Zugang erschweren. Bei Kollegen ist ein Fall notorisch geworden, in dem ein Leiter, der als anerkannte Fachperson in allen Gremien und Stipendienkommissionen sitzt, einen Forscher erpresst habe, und gesagt habe, dieser Forscher solle die Finger von einem bestimmten Bestand lassen, sonst würde er keine Stelle in einer anderen Institution bekommen. Notorisch heißt längst nicht wahr. Dieser schweren Beschuldigung kann ich nicht nachgehen. Aber als Forscher, der in einer Bibliothek gearbeitet hat, kann ich mir schon die Gründe ausdenken.

Erstens sind viele Forscher der Regelungen des Urheberrechts unkundig oder können selbst nicht erfahren, welche Bedingungen eine Schenkung begleiten, und dass der Zugang vom Schenker selbst beschränkt wurde, auch bei Objekten, die keinem Urheberrecht mehr unterliegen.

Zweitens sind viele Bestände nicht katalogisiert. Einem Bericht zufolge, der am ersten Juli 2005 von Frau Bosc vorgelegt wurde, sind ungefähr 30 % der Handschriften in den Stadtbibliotheken Frankreichs überhaupt noch nicht katalogisiert und 25 % in kleineren nicht verbreiteten Katalogen, die für die Forscher so gut wie versteckt und geheim gehalten sind.⁵ In Zeiten, in denen alles digitalisiert und weltweit zugänglich gemacht wird, werden interne, handschriftliche Inventare oder Register sehr schnell als Verheimlichung wahrgenommen, wenn sie auch nur als internes Hilfsmittel entstanden sind. Die Vielfalt der Bestände in jeder Sondersammlung, denn jede Sondersammlung ist auf Sonderwege Zustande gekommen, und deswegen der Kataloge, diese Vielfalt, die auch dazu geführt hat, dass in der British Library wie in der BnF ein Katalog der Sammlungen und Kataloge gedruckt wurde, ist ein Ergebnis der Geschichte, aber wenn ein Inventar, das sowieso meistens von den Bibliothekaren gebraucht wird, nicht im Lesesaal steht, bzw. wenn nicht extra darauf hingewiesen wird, dann kommt einer schnell zum Schluss, dass die Bibliothekare bedeutende Objekte der Forschung vorenthalten.

Mit einer Ausnahme, wo ich selbst den Übermut eines Forschers zu spüren bekam, sind mir extreme Verhältnisse und Beschuldigungen in Deutschland unbekannt. Aber hier habe ich trotzdem von Wissenschaftlern gehört, dass man sich erniedrigen soll und sich als Wissenschaftler den Bibliothekaren ganz unterwerfen, um deren Vertrauen durch ein ständiges Schmeicheln zu gewinnen, damit sie auch bereit sind, die Geheimnisse der Sondersammlung und deren Geschichte und Organisation, und *last but not least* deren ungedruckten Teilkataloge zu verraten.

Sie werden wohl, meine Damen und Herren, vermuten, ich habe den Sachverhalt künstlich zugespitzt. Das glaube ich nicht. Als eine Bestätigung der offenen Krise zwischen Sondersammlungen und Forschern in Frankreich sehe ich die Schaffung neuer Verträge in der Bibliothèque nationale de France, die sogenannten *chercheurs associés*, also „beigesellten Forscher“. Diese kommen aus dem universitären Bereich und planen Projekte, die die Bestände der Sondersammlungen der BnF besonders in Anspruch nehmen. Als Ausgleich für günstigere

Arbeitsbedingungen werden diese Forscher nicht bezahlt und übertragen ihre Rechte über künftige Veröffentlichungen der Bibliothek. Damit versucht die Bibliothek Forscher, die sonst dieses Feld einfach verlassen, zurückzugewinnen.

Jetzt komme ich zum Schluss meines zweiten Teils. Selbst wenn das Verhältnis der Forscher zu den Bibliothekaren der Sondersammlungen nicht überall so gespannt ist, wie geschildert, so sind dennoch strukturell die Bedingungen so, dass viele Forscher nicht finden, was sie suchen, oder nicht so leicht, wie sie es möchten, und dafür die Bibliothekare verantwortlich machen, die ihrerseits nicht ihre ganze Arbeitszeit dazu aufopfern können, die im Kontext der Bibliothek abstrus erscheinenden Fragen zu beantworten.

III) Auf dem Weg zur gelungenen Zusammenarbeit

Beispiele, in denen die Universität und die bibliotheksfremde Forschung mit den Sondersammlungen gut kooperiert haben, kennen wir bestimmt alle. In diesem dritten Teil möchte ich also nicht solche Beispiele anhäufen, sondern auf dem Hintergrund meiner Interpretation die Bedingungen zu einer besseren Zusammenarbeit skizzieren.

a) die beiden Perspektive...

Meinen beiden ersten Teilen nach denkt man vielleicht, ich möchte die wesentlich unterschiedlichen Perspektiven der Sondersammlungen und der Forscher vereinen. Das trifft aber nicht zu, und es würde ganz bestimmt eine Verarmung der wissenschaftlichen Arbeit bedeuten. Die Sondersammlungen haben naturgemäß die angesehensten Bestände und die kostbarsten Objekte, und sind zugleich seit eh und je der Ort der Forschung und der Forscher gewesen, denn beide Perspektiven sind unabdingbar. Wenn man nur die Inkunabeln und die Handschriften erwähnen möchte, so ist es sicher, dass unsere heutige Praxis der Beschreibung von der Wissenschaft stark beeinflusst worden ist, und umgekehrt dass das bibliothekarische Wissen auch andere Bereiche der Forschung beeinflusst hat. Es gilt zuerst sozusagen intern, und unter Kollegen sehr verwandter Wissenschaften, die sich gegenseitig bereichern. Hierfür nur ein

⁵ http://www.bnf.fr/pages/infopro/journeespro/pdf/poles_pdf/poles2005_pdf/Bosc_com.pdf (21 XI 2005).

Beispiel: die Kataloge der datierten Handschriften kommen aus dem Bereich der bibliotheksfernen Wissenschaft und des französischen Äquivalent zur DFG, aber werden tagtäglich von den Handschriftenbearbeitern benutzt, und umgekehrt natürlich fördert die Katalogisierung die Erweiterung des Korpus.

Aber die Sondersammlungen leben nicht in fachlicher Autarkie, ganz im Gegenteil. Da das Sammeln von der Form und nicht vom Inhalt impliziert wird, sind die Sondersammlungen an sich eine Einladung zur multidisziplinären Annäherung.

Ein Beispiel sei hier genannt: die Wasserzeichen sind zuerst von den Kunstsammlern und Experten als Echtheit- und Datierungskriterium erkannt und benutzt worden, wie es sich bei Frits Lugt niederschlägt;⁶ dann wurde der Acker wissenschaftlich und systematisch von bedeutenden selbstständigen Forschern wie Charles-Moïse Briquet und Gerhard Piccard gepflügt, und deren Ergebnisse wurden von Institutionen, Bibliotheken und Archiven, übernommen, die allmählich das Zentrum der weiteren Forschung in dem Bereich wurden, wie die Königliche Bibliothek von Den Haag. Und mit einer Arbeit, die nur in der Bibliothek erfolgen konnte, hat die in diesem Jahr verstorbene Frau Ziesche der Hegel-Forschung neue Impulse gegeben, indem sie dank der Wasserzeichenanalyse alle Autographen im Nachlass des Philosophen neu datierte und die interne Chronologie revidierte.

In allen Fächern gibt es solche Schnittstellen, wo Texte, Objekte und Ideen sich gegenseitig erläutern. Jetzt ein Beispiel außerhalb der Handschriftenkunde: die astronomische Uhr in der Raritätensammlung der Bibliothek Sainte-Geneviève. Als astronomisch-technisches Objekt in einer Bibliothek interessierte sie die Wissenschaftshistoriker, die Technikshistoriker und auch die Bibliothekare. Dank der Mitwirkung aller Parteien konnte schließlich Herr Poulle in einem Aufsatz nicht nur die Provenienzen ermitteln, sondern auch eine Umstrukturierung des Mechanismus dem Oronce Finé zuschreiben, da nur er und nur einige Jahre lang eine Theorie der ungleichen Stunden vertreten hat, der eine Reihe von eleganten Kurven auf einer inneren Tafel der Uhr entspricht.⁷

⁶ *Les marques de collections de dessins et d'estampes ...*, Amsterdam, 1921.

⁷ „Oronce Fine et l'horloge planétaire de la Bibliothèque Sainte-Geneviève“, *Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance*, 33,2, 1971, S. 311-351

b) die Kooperation bei den Ingenieurwissenschaften

Forschungsinteresse und wissenschaftliche Sondersammlungen... Dieses Referat habe ich darauf aufgebaut, meine Damen und Herren, dass das erste und wichtigste Interesse der Forscher darin besteht, unter besseren Bedingungen forschen zu können, und ich spreche als Geisteswissenschaftler gesprochen. Dabei habe ich sowohl die bibliothekszentrierte Forschung mit der Provenienzforschung erwähnt, als auch die bibliotheksfremde Forschung mit der Philosophie und den Naturwissenschaften unter dem besonderen Aspekt der Wissenschaftsgeschichte. In diesem Zusammenhang soll man erwähnen, dass die Sondersammlungen mit ihren besonderen konservatorischen Bedürfnissen fast wie selbstverständlich eine enge Zusammenarbeit mit naturwissenschaftlichen Institutionen betreiben oder betreiben sollen, sei es für die langfristige Aufbewahrung der nicht stabilen Träger wie Tonband, sei es für die bessere Restaurierung, sei es für die Datierung oder die chemische Analyse mancher Pigmente. Und dazu soll hinzugefügt werden, dass eine auf dieser Tagung schon viel diskutierte Lösung zum Problem der Zugänglichkeit kostbarer Objekte in der Digitalisierung der Objekte und in der Internetzugänglichkeit der Dateien besteht, und dass eben diese Lösung, die Bibliothekare zwingt, sich nicht nur auf dem Laufenden zu halten, sondern auch als Motor in der Entwicklung neuer Formate zu wirken. Ein Beispiel dafür ist die kritisch-genetische Edition des Romans *Le Rêve* von Émile Zola in Zusammenarbeit zwischen der Pariser Handschriftenabteilung, dem CNRS und der Universität, mit einem neuen Format der online-Edition. Hier ist auch die Interdisziplinarität erforderlich, damit die Sondersammlungen ihren Ruf bei den Forschern nicht verlieren und altmodisch erscheinen.⁸

c) Menschliche und institutionelle Kooperation

Jetzt komme ich allmählich zum Schluss meines Referats, mit ein paar Vorschlägen zur Verbesserung der Forschungsmöglichkeiten und der menschlichen Kooperation. Was ich vorhin erwähnt habe, veranlasst mich dazu, mehr institutionsübergreifende Projekte zu wünschen. Katalogisieren ist eine wissenschaftliche Arbeit; der Katalog der Kupferstiche des 17. Jahrhunderts in der BnF ist an sich ein wissenschaftliches Hilfsmittel und auch durch die Studien in der Einleitung viel mehr als ein Katalog und eher eine Forschungsarbeit über Kupferstecher;

die Herstellung des VD16 z.B. hat eine große wissenschaftliche Bedeutung und wurde dementsprechend auch von der DFG gefördert.

Die Projekte der DFG, die direkt innerhalb der Bibliotheken und insbesondere der Sondersammlungen durchgeführt werden, sind ein unbestreitbares Positivum, das in anderen Ländern nicht so institutionalisiert ist, und durch welches bibliotheksfremde Forscher regulär eingestellt werden.

1) Förderung der nicht bestandsgebundenen Forschung

In einer weiteren Stufe sollten mehr Projekte gefördert werden, die sich in Bibliotheken abspielen und nicht die Katalogisierung als erstes erkennbares Ziel haben. Darunter vielleicht auch persönliche Projekte mancher wissenschaftlichen Mitarbeiter, die wegen des Verwaltungs- und Katalogisierungsaufwands auf ihr wissenschaftliches Wirken verzichten müssen.

Es handelt sich nicht um eine generelle Aufgabenerleichterung, die zu Missbrauch führen kann. Diese Projekt sollen personenbezogene Projekte sein, die wie die anderen beantragt werden könnten, und in Übereinstimmung zwischen DFG und Bibliotheken finanziert würden, insbesondere damit die wissenschaftliche Mitarbeiter von den Mit-Wissenschaftlern noch als solche anerkannt werden.

Auf die Durchführung der anderen Aufgaben soll selbstverständlich geachtet werden, und das ließe sich in der Form eines doppelten, zielorientierten und befristeten Projekts machen.

2) Bereitstellung der Rechercheinstrumente; Signalisierung der nicht katalogisierten bzw. nicht zugänglichen Bestände

* Schnellstmöglich sollen die Strukturen der Bestände und die gedeckten Forschungsdomäne sehr deutlich auf der Webseite der Sondersammlungen zu sehen sein. Die Webseiten sollen Sammlungsübergreifend gestaltet werden, und nicht unbedingt die verwaltungsbedingten Strukturen widerspiegeln (z.B. könnte die Webseite der BnF die Handschriften der Bibliothèque de l'Arsenal mit den der Handschriftensammlung präsentieren).

* Alle Kataloge und Rechercheinstrumente, selbst die veralteten oder handschriftlichen Inventare, müssen online angeboten werden. Obwohl die Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin mir oft als makellostes Beispiel vorkommt, muss ich hier als

⁸ Über die Projekte der BnF, siehe:
http://www.bnf.fr/pages/zNavigat/frame/infopro.htm?ancre=recherche/proj_rech.htm (21 XI 2005).

Fallbeispiel die Savigny-Sammlung erwähnen, auf die ein Forscher ohne Mithilfe eines anwesenden Bibliothekars fast unmöglich kommen kann. Das gilt übrigens auch für die mittelalterlichen Handschriften der Musikabteilung, die einem nur im Wandkalender des Jahres 2004 begegnen.

* Ein Hinweis auf unkatalogisierte Bestände oder auf urheberrechtlich geschütztes bzw. aus anderen Gründen nicht bestellbares Material sollte auch zu finden sein, damit die Sondersammlungen ihrer Pflicht der Information nachkommen, und nicht der Verheimlichung bezichtigt werden können: die Sondersammlungen sollen sich dazu bekennen, dass heute noch unheimlich viel Material zu katalogisieren ist, und dass die Tätigkeit der Forscher nur dazu beitragen kann, mehr Licht in diese Schattenzonen zu bringen.

3) Wireless-LAN-Ausstattung

Dank oder wegen der Digitalisierung und der Möglichkeit, immer mehr Dokumente im Internet abzurufen, soll auch bald darüber nachgedacht werden, die Lesesäle mit Wireless-LAN auszustatten. Die Ausstattung würde auch nicht teurer sein als die kostspieligen Computer-Landschaften einiger Bibliotheken, und würde auch das störende Hin- und Her der Leser verringern.

4) Ausbildung in den Hilfswissenschaften

Auf der anderen Ebene wäre m.E. wünschenswert, dass die Universitäten einen größeren Wert auf die Ausbildung in den Hilfswissenschaften und darunter auch Bibliothekswissenschaft und Bibliographie legen, und dass man die Hilfswissenschaftenstellen nicht wie jetzt überall abbaut, sondern ausbaut.

Ein Ausbildungsangebot von Seiten der Bibliotheken könnte in den betreffenden Studiengängen im Rahmen des Bologna-Prozesses systematisch integriert werden.

Diese Ausbildung würde den Dialog in den Bibliotheken mit den künftigen Forschern auch erleichtern: einerseits die künftigen Anfragen werden den Bedingungen, Missionen und Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Arbeit in Bibliothek gerecht; die Bibliothekare sparen Zeit bei der Auskunft; andererseits kann dem Forscher im Umgang mit dem Objekt mehr vertraut werden, was auch die Flexibilität fördert.

d) Forschung und Kulturmanagement

Zum Schluss ist Folgendes zu betonen: die Forscher machen einen beträchtlichen Teil der Leserschaft in den Sondersammlungen aus. Für die wissenschaftlichen Mitarbeiter der Bibliotheken ist die Forschung ein Muss, aber nicht nur für diese, sondern auch für die ganze Bibliothek, da nur die Begeisterung und die Selbstentwicklung der Mitarbeiter das Kulturmanagement überhaupt möglich macht. Wenn man ein neues Publikum gewinnen möchte, muss man überzeugt bleiben, und diese Überzeugung kann nicht mit der ständigen Wiederholung derselben Fakten zustande kommen, sondern muss durch die Forschung immer frisch und neu gehalten werden.

Dank den angeregten Entwicklungen können die Zusammenarbeit zwischen Bibliothekaren und bibliotheksfremden Forscher und die Auseinandersetzung der unterschiedlichen Perspektiven innerhalb der wissenschaftlichen Sondersammlungen nur noch für beide Seiten und für die ganze Bibliothek fruchtbarer werden.